

Lin Hsin-Hui 林新惠

wurde 1990 geboren. Nach einem Studium der Musikwissenschaft an der Soochow-Universität (Taipei) promoviert sie derzeit am Forschungsinstitut für Taiwanische Literatur der Chengchi-Nationaluniversität (Taipei). Sie hat mehrere Preise gewonnen, darunter den Lin-Rong-San-Literaturpreis.

Als Wissenschaftlerin und Schriftstellerin befasst sich Lin Hsin-Hui mit der Verschiebung und Dialektik von Grenzlinien. Ihre Werke kreisen um Fragen wie: Was unterscheidet uns Menschen in unserem Denken, Verhalten und Fühlen noch von Maschinen, wenn wir doch nicht so menschlich sind, wie wir glauben? Und was für eine Verbindung sollen wir mit den Maschinen eingehen?

Lins Kurzgeschichtensammlung *Humane Defekte*, die mit Cyborg-Elementen eine surreal-mysteriöse Atmosphäre heraufbeschwört, wurde im Rahmen des Goldenen Preises für Taiwanische Literatur 2020 ausgezeichnet. Die Kurzgeschichte „Die Techno-Ehefrau“ ist dieser Anthologie entnommen.

Die Techno-Ehefrau

Er hatte eine Techno-Ehefrau, die in tiefem Schlaf lag.

Ihr Körper war praktisch ohne Gewicht und drückte in Bettzeug und Kissen nicht die kleinste Kuhle, so als wäre er vollkommen immateriell. Manchmal glaubte er ihr Gesicht streicheln zu können, aber dann wieder sah er, wie seine Hand durch ihre Wangen hindurchdrang und einen Abdruck auf dem Kissen hinterließ. Überaus zart und durchsichtig lag sie da, rücklings rechts neben ihm, und schlief, die Hände auf der Brust verschränkt.

Kaum hatte er vor dem System seinen Eid geleistet, fand er sie bei seiner Heimkehr im Bett vor. Und auf seinem Nachttisch lag nun neben der Brille und dem Handy auch noch ein Ring. Wenn er morgens aufstand, schaltete er erst den Handywecker aus und setzte sich die

Brille auf, ehe er sich den Ring an den Ringfinger der linken Hand steckte. In die silberne Ringinnenseite waren zwei Daten eingraviert, die als Zahlenreihe ringsum liefen: sein Hochzeitstag und eine IP-Adresse – für die Identität seiner Ehefrau. Wann immer er sich den Ring ansteckte, fühlte er ein Kribbeln, als hätten sich die Zahlen in Ameisen verwandelt, die ihm vom Finger direkt unter die Haut krabbelten. Indem der Ring ganz sachte an ihm nagte, schulte er ihn tagtäglich darin, sich als verheirateten Mann wahrzunehmen. So abstrakt sein neuer Status auch schien, er spürte ihn am eigenen Leib. Dass ihm da, wo vorher nichts gewesen war, nun ein Ring am Finger steckte, genügte schon, um sein Leben zu verändern.

Ich bin ein guter Mann, ein guter Ehemann, ein guter Vater. Meiner Familie ein treuer Ernährer zu sein ist meine Pflicht. Jeden Tag wiederholte er diese Eidesformel, die er vor dem System gesprochen hatte. So wie die Zahlen in seinen Ring eingraviert waren, so waren es diese Worte in seinen Geist.

Für seine Entscheidung musste er einen Preis bezahlen, aber er profitierte auch davon. Zum Beispiel räumte ihm das System, das seine Anwesenheitszeiten bei der Arbeit erfasste, mehr Urlaubsoptionen ein, seit er an seiner linken Hand den Ring trug; sein Gehalt erhöhte sich, worum ihn viele Kollegen beneideten; und wenn fremde Frauen in der Öffentlichkeit seinen Ring sahen, lächelten sie ihm freundlich zu.

Andererseits musste er nun auch einen geregelteren Tagesablauf als andere einhalten, zu festen Zeiten aufstehen und sich schlafen legen, zur Arbeit und ins Fitnessstudio gehen. Denn nur wer seine Körperfunktionen und seine Psyche in einem optimalen Zustand erhielt, sicherte damit das Fundament für seine Produktivität.

Außerdem musste er noch in den kleinsten Details absolute eheliche Treue wahren. Nur einmal im Monat durfte er nach Feierabend

sozialen Umgang pflegen, und dabei durfte er sich auch nur mindestens zu dritt mit anderen treffen. Ob am Arbeitsplatz oder irgendwo in der Öffentlichkeit, nie durfte er sich einer Frau auf weniger als zehn Zentimeter nähern, und dabei musste er jedes Wort sorgsam wägen. Ihm war klar, dass all dies ein Tauschgeschäft war, aber in einer Gesellschaft, in der die Existenz eines Rings über den Wert eines Menschen entschied, gab er gern einige Freiheiten zugunsten eines höheren Status auf.

Dank seines höheren Gehalts, verbunden mit mehr Urlaub, fand er sich nun, wenn er morgens aufwachte, in einer größeren und geräumigeren Wohnung wieder. Als er an diesem Tag aufstand, setzte er sich wie üblich die Brille auf und steckte sich den Ring an, ehe er mit der beringten Hand die über der Brust gefalteten Hände seiner Frau drückte. Nachdem er sich sein Frühstück gemacht hatte, ging er in das Kinderzimmer. Auf dem Weg zur Arbeit würde er die Kinder beim Kindergarten und bei der Schule absetzen. Gut war nicht gut genug: Nachdem er eine Weile ein guter Mann, Ehemann und Vater gewesen war, bemühte er sich nun, zu einem perfekten Mann, Ehemann und Vater zu werden.

Seine Kinder waren Plüschtiere. Dazu musste man wissen: Alle Männer, die dem System beigetreten waren, fanden früher oder später zwischen den Beinen ihrer Ehefrau ein feuchtwarmes Plüschspielzeug. Als er vor seinem Beitritt zum System davon gehört hatte, hatte er sich – ignorant, wie er gewesen war – noch darüber lustig gemacht: Das sei ja wie früher, wenn man jeden Morgen ein Ei unter dem Hintern seines Huhns hervorgeklaubt habe. Aber als er dann selbst voller Erstaunen sein erstes Plüschtier vorgefunden hatte – einen klebrig feuchten kleinen Fuchs, der sich wie fröstelnd an den Unterleib seiner Frau gekauert hatte –, da war jede spöttische Regung in ihm verfliegen, und er fühlte nur noch Ehrfurcht vor dem Leben.